(Zweites Blatt.)

Thorner Zeitung.

Erscheint wöchentlich sechs Mal Abends
mit Ausnahme des Montags.
Als Beilage: „Illustrirtes Sonntagsblatt".
Vierteljährlicher Abonnements-Preis: Bei Abholung aus der Expedition und den Depots 1,50 Mark. Bei Zusendung frei ins Haus in Thorn, Vorstädte, Mocker und Podgorz, 2 Mark. Bei sämmtlichen Postanstalten des deutschen Reiches (ohne Bestellgeld) 1,50 Mark.

Begründet 1760.

Redaction und Expedition Bäckerstr. 39.
Fernsprech-Anschluß Nr. 75.

Anzeigen-Preis:
Die 5gespaltene Corpus-Zeile oder deren Raum 10 Pfennig.
Annahme bei der Expedition und in der Buchhandlung von Walter Lambeck, Fernsprech-Anschluß Nr. 81, bis zwei Uhr Mittags.
Auswärts bei allen Annoncen-Expeditionen.

Nr. 157. Sonntag, den 8. Juli. 1894.

△ Politische Wochenschau.

Allenthalben haben die großen Sommerferien ihren Anfang genommen, und wen es nicht daheim mit gebieterischer Nothwendigkeit fesselt, der lenkt behaglich seinen Schritt ins Weite. Und voran springt die frohe Jugend, schwer zu halten und kaum zu bändigen, von Herzen sich der freien Ferientage freuend. Daß der Sommer eine reiche Ernte auf den Feldern bringe, das ist ein allgemeiner Wunsch. Damit sei dann auch der andere verbunden, daß die Sommerwochen der arbeitsmüden Jugend Erquickung bringen und Kräftigung, damit auch die Saat der deutschen Jugend dereinst eine reiche Ernte ergiebt.

Was kann wohl groß die Welt bewegen, wenn der höchste Wunsch der ist, nicht zu Hause bleiben zu brauchen? Nichts ist so groß, daß es nach längerer oder kürzerer Zeit nicht doch wieder an Interesse verlöre. Und so geht es auch mit den Dingen in Frankreich. Präsident Carnots Ermordung, die großartige Leichenfeier, die Begnadigung der wegen Spionage verurtheilten französischen Offiziere, die freundlichen Worte, welche das neue französische Staatsoberhaupt dem deutschen Reiche gewidmet, alles das werden bedeutsame Momente in der Geschichte dieses Jahres bleiben. Aber wer will sagen, ob sie die Entwickelung der Staaten und Völker dauernd beeinflussen werden? Der französischen Regierung und dem Bürgerthum der Republik steht noch ein schwerer Kampf mit dem Umsturz bevor, und vielleicht übt die innere Schwierigkeit einen wohlthuenden Einfluß auf die Betrachtung aller äußeren Dinge. Daß die Anarchisten sich durch den gelungenen Schlag gegen den Präsidenten Carnot in ihrem Selbstbewußtsein gehoben fühlen, zeigt das Vorkommen neuer blutiger Attentate in verschiedenen westeuropäischen Ländern. Schonung kennt der Anarchist gegenüber der heutigen Gesellschaft nicht, er hat das nur zu oft gezeigt. Soll die heutige Gesellschaft nun dem Anarchismus gegenüber Schonung üben? Diese Frage beantwortet sich wohl, sollte man meinen, durch die Aufstellung der bekannten Thatsachen.

Der deutsche Kaiser und die Kaiserin verweilen an Bord der Yacht Hohenzollern in den Gewässern Norwegens. Der Staffettendienst zwischen dem Oberhaupte des Reiches und der Reichshauptstadt ist in üblicher Weise geordnet, aber ein wichtigerer Regierungsakt ist wohl kaum zu vollziehen. Man spricht freilich noch davon, daß die letzte Woche der Session des Bundesrathes des Reiches vor dem Beginn der Sommerferien noch die Entscheidung, über den vom Reichstage angenommenen Jesuitenantrag der Centrumspartei bringen wird, allein, wie diese Entscheidung lauten wird, das weiß wohl heute so ziemlich Jedermann. Die verbündeten Regierungen haben sich selbst die Richtschnur für den Weg vorgeschrieben, den sie in dieser Angelegenheit gehen wollen, und heute ist kein Abweichen davon mehr möglich. Dem Jesuitenorden ist eine Heimstätte auf deutschem Boden versagt worden und sie wird ihm auch noch auf lange Zeit hinaus, für immer wahrscheinlich, versagt bleiben.

Die Klagen über Geschäftsstockungen und mangelnden Absatz wollen noch immer nicht verstummen; es ist in fremden Staaten noch schlechter als bei uns, und der deutschen Ausfuhrindustrie, die ohnehin mit dem denkbar geringsten Gewinn sich begnügen muß, blühen in der That keine Freudentage. Auch nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, das doch für zahlreiche deutsche Artikel ein sehr gutes Absatzfeld war, ist die Ausfuhr gefallen. Die andauernden wirthschaftlichen Schwierigkeiten in der nordamerikanischen Union, die noch dazu durch sehr viele große Arbeiterstreiks verschärft werden, haben jenseits des Ozeans die Kaufkraft im höchsten Maße vermindert. Bekanntlich ist auch das laufende Jahr das erste in der Verwaltung der Vereinigten Staaten seit langen Jahren, in welchem die Staats-Einnahmen gegen die Staats-Ausgaben ganz bedeutend zurückgeblieben sind. Man hat jenseits des Ozeans oft genug über die gedrückten Verhältnisse in der alten Welt gespöttelt; nun ist man einmal gezwungen, denselben bitteren Trank des Defizitt zu schlürfen.

Die Reise des Kaisers Franz Joseph von Oesterreich nach Welsch-Tirol, die glücklich verlaufen ist, giebt den Wiener Zeitungen noch immer Anlaß zu mancherlei Erörterungen. Nach dem bekannten Wort, daß man gern glaubt, was man wünscht, meinen die Journale der österreichischen Hauptstadt, in Süd-Tirol seien, wie dies der Verlauf der Kaiserreise darthue, die Sympathien für Italien, die bisher dort maßgebend waren, außerordentlich gesunken. Das ist aber mit Vorsicht aufzunehmen. Zu begreifen ist freilich, daß sich die Welsch-Tiroler momentan gerade nicht zu Italien hingezogen fühlen, weil dort eine starke Vermehrung der ohnehin bedeutenden Steuern in Aussicht steht; aber wenn die Süd-Tiroler definitiv zwischen Zugehörigkeit zu Italien und zu Oesterreich wählen müßten, es würden doch viele zu Italien abschwenken. Aus dem italienischen Parlament liegt zur Zeit ebensowenig Interessantes vor, wie aus dem englischen. Im übrigen machen der römischen Regierung neue anarchistische Attentatsversuche gerade solche Schwierigkeiten, wie der englischen die fortgesetzten Arbeiterstreiks. Es will damit nicht zur Ruhe kommen. Gerade so, oder noch etwas schlimmer eigentlich steht es damit in Spanien. Aus dem Orient und der Balkanhalbinsel ist keine neue Periode in den dortigen Irrungen und Wirrungen zu verzeichnen. Ferdinand von Bulgarien und Alexander von Serbien haben gleichermaßen beide ihre Köpfe sehr voll.

Rußland hat im fernen Ostasien glücklich wieder einen Haken gefunden, an den es eine diplomatische Aktion anknüpfen kann. Bekanntlich haben japanische Truppen unter dem Vorwande, den in dem Königreiche Korea ausgebrochenen Aufstand zu dämpfen, die koreanische Hauptstadt Söul besetzt und zeigen nun, nachdem der Aufstand niedergeschlagen, verzweifelt wenig Neigung, wieder fortzugehen. Rußland kann Korea zur Abrundung seines ostasiatischen Besitzes sehr wohl gebrauchen und in Petersburg meint man daher, daß Korea, wenn es nicht mehr selbstständig bestehen könne, am besten an Rußland falle.

Vermischtes.

Vom griechischen Räuberleben entwirft die „Correspondance de l'Est" folgende anmuthige Schilderung: Die Herren Räuber verstehen es, die Sympathien von Würdenträgern zu gewinnen. So hat der Bürgermeister von Duzesti sogar im Gemeindehause ein großes Banket zu Ehren einer Räuberbande veranstaltet. Jüngst wurde mitgetheilt, daß die beiden griechischen Deputirten Ghianussis und Hadjigakis unter dem Verdacht, Räuber von Beruf zu sein, verhaftet worden seien. Die gegen diese Deputirten gerichtete Anklage ist ein originelles Aktenstück. Man liest darin: „Anfangs August 1892 überschritt eine unter dem Kommando der Herrn K. Tsanaka und G. Tsouka stehende Räuberbande, die mit Chassepotgewehren versehen war, bei Kastanka die griechische Grenze und begab sich auf das auf türkischem Gebiet liegende Landgut des Haireddin Bey. Nach vollzogener gründlicher Plünderung bemächtigten sich die Räuber des Gutsbesitzers Haireddin Bey und führten ihn nach Griechenland mit. Die Deputirten Ghianussis und Hadjigakis hatten die Grenzsoldaten rechtzeitig verständigt, daß ihre „Freunde", elf an der Zahl, mit einem türkischen Gefangenen die Grenze passiren werden, und gleichzeitig ersucht, der Schaar die Rückkehr in die Heimath zu erleichtern. Die Grenzsoldaten thaten dies in liebenswürdiger Weise und versahen die Räuber sogar mit Lebensmitteln . . . An der türkisch-griechischen Grenze wurde eine Nacht verbracht; während der nächsten Nacht begab sich die Bande mit dem Gefangenen in das Dorf Teka, welches dem Deputirten Ghianussis gehört, woselbst Herr Ghianussis und seine beiden Brüder Constantin und Alexander ihrer bereits harrten. Nach kurzer Rast führten die Räuber ihren Gefangenen in das Dorf Duzesti. Am 3. Oktober erschienen die beiden Deputirten in Begleitung des Kristodulos Dimakis, des Bürgermeisters von Kastanea, der mit der Verfolgung der Briganten beauftragt war, in Duzesti, wo mit dem Gefangenen lange unterhandelt wurde. Es wurde ihm schließlich erklärt, daß er so lange gefangen gehalten werde, bis seine Familie ein bestimmtes Lösegeld einsendet. Dies geschah thatsächlich im November; in das Geld theilten sich die beiden Deputirten, der Bürgermeister von Kastanea und die gemeinen Räuber."

Ueber die Sultanin von Marokko wird im Madrider „Liberal" von dem am Hofe des verstorbenen Sultans lebenden spanischen Arzt Ovido folgendes veröffentlicht: Oft genug hat in Marokko eine Laune oder flüchtige Leidenschaft vermocht, aus einer Sklavin eine Sultanin zu schaffen; eben dasselbe ist mit jenem schönen und geistreichen Weibe geschehen, das seit mehr als 20 Jahren die Favoritin des Sultans ist. Es ist eine Tscherkessin, Namens Leila Rakhia, die als Kind ihren Eltern geraubt, in Konstantinopel an ein Handelshaus verkauft wurde und durch dessen Vermittelung eine ausgezeichnete Erziehung erhielt. Auf Befehl des Sultans Muley Hassan wurde die Kleine nebst einer anderen jungen Sklavin für den Harem des Ersteren gekauft. Ihr Verstand, der noch größer ist, als ihre Schönheit, ihr kluger Rath, ihre Bildung und eine gewisse Feinfühligkeit haben aus der Sklavin eine Sultanin gemacht. Ihr Sohn ist der neue Sultan. Es ist eine Thatsache, daß Muley Abdul Aziz seine Ernennung zum Thronerben ausschließlich seiner schönen, sympathischen Mutter verdankt, die ihren Willen gegen die vielen Parteigänger durchgesetzt hat, die auf der Seite des erstgeborenen Muley Mohamed stehen. Allein derjenige, der durch den Sultan zu seinem Nachfolger bezeichnet und der als solcher angenommen wird von den religiösen Genossenschaften und den Mitgliedern der Regierung, hat gewonnen. An ihn gehen sofort über die Siegel und das Geld, der Schlüssel, der alle Thüren öffnet: wer den Staatsschatz besitz, hat alle Aussichten für sich. Und dieses alles ist übergegangen in den Besitz von Muley Abdul Aziz, der kaum 18 Jahre alt, den Behörden bereits als Thronerbe vorgestellt wurde, der eine hohe Bildung besitzt, und der von Charakter weich und angenehm ist.

Deutsches Bier in Frankreich. Aus Paris wird geschrieben: Wer hätte in den 70er Jahren gedacht, daß das Bier, das deutsche Nationalgetränk, dem feurigen Wein in Frankreich Konkurrenz machen würde? Die Sache klingt zwar heute dem Fernstehenden noch unwahrscheinlich, beruht aber auf Thatsachen, die sich nicht leugnen lassen. Besonders Paris hat in den letzten Jahren eine solche Fülle von Brasseries entstehen und gedeihen sehen, daß der Fremde, welcher jetzt die großen Boulevards durchwandelt, sein früheres Paris kaum wieder erkennt. Das eigentliche Café, wie es noch unter dem dritten Kaiserreiche in hoher Blüthe stand, hat sich längst überlebt, und eines nach dem anderen mußte, des langen Wartens auf Kundschaft müde, die Pforten schließen. Die letzten Opfer dieser Strömung waren das bekannte Café Glacier Tortoni, das ganz von der Bildfläche verschwunden ist, und das ebenso weit und breit berühmte Café-Restaurant Riche am Boulevard Des Italiens. Letzteres ist nunmehr als Brasserie Riche wieder auferstanden. Die Einrichtung übertrifft an Luxus und Originalität alles bisher dagewesene — keineswegs aber an Geschmack. Ueber das „Hofbräu," das verzapft wird, herrscht nur eine Stimme: Famos! Das beweist übrigens, daß der Franzose den Chauvinismus gern bei Seite läßt, wenn er seinen Gaumen kitzeln oder sein Gehör (Wagner'sche Musik) erfreuen will!

Eine, die's auch versteht. Bei einer Vorstellung im Wiener Volkstheater im Prater hatten jüngst, wie die „Deutsche Ztg." erzählt, in einer Parterreloge zwei Herren Platz genommen und bald nach ihnen kamen eine elegante Dame und ein Herr, die in der zweiten Reihe der Loge saßen. Die erstgekommenen Herren machten der Dame galant Platz und bald entspann sich ein lebhaftes Gespräch zwischen den vier Logeninsassen. Nach dem zweiten Akt, da eine Schauspielerin ein recht hübsches Lied als Einlage singt, bemerkte einer der Herren abfällig: „Singen kann sie nicht, aber dafür ist sie recht lieb und spielt auch ganz gut." Bescheiden meinte die Dame: „Ich finde im Gegentheil, das Fräulein hat eine ganz prächtige Stimme, da ließe sich etwas daraus machen." Der Herr opponirte, und sein Genosse meinte lächelnd: „Mein Freund sollte da eigentlich kompetent sein, es ist Dr. X. aus Dresden, Kunstkritiker der . . . Blätter." — „Wir sind sehr erfreut," antwortete nunmehr der Begleiter der Dame, „aber ich denke, die Dame sollte auch etwas verstehen, wenigstens giebt es Leute, die dieser Meinung sind," und er nannte seinen eigenen Namen, es ist der eines hochbegabten Konzertsängers, und denjenigen der Dame — er stellte sie lächelnd vor — Frau Baronin Wallhofen, recte Pauline Lucca . . . .

Carpeaux-Anekdote. Die Carpeaux-Ausstellung, gegenwärtig in Paris das künstlerische Ereigniß, frischt eine Menge mehr oder minder guter Geschichten von dem spaßigen Künstler wieder auf. So auch die folgende: Nachdem Carpeaux die Büste der Kaiserin Eugenie vollendet hatte, was bei den Launen der Kaiserin wahrhaftig keine leichte Arbeit gewesen war, gönnte sich Carpeaux einige Wochen Ruhe und blieb dem Hofe fern. Kaiser Napoleon jedoch, der den Künstler gern sah, ließ ihn endlich rufen und zog ihn bei dem großen Tuilerienfeste bei Seite, um sich eine Stunde gemüthlich mit ihm zu unterhalten. Selbstverständlich verzehrte der Neid die anderen Künstler, und als Carpeaux lächelnd wieder in den Saal trat, bestürmten sie ihn, ihnen zu sagen, was der Kaiser gesagt, was er von ihm gewollt habe. „Kinder," sagte Carpeaux und nahm die „lieben Kollegen" geheimnißvoll bei Seite, „wenn Ihr mir Euer Ehrenwort geben wollt, es keinem Menschen zu sagen, dann will ich es Euch mittheilen. Aber Discretion, Freunde, Discretion!" Feierlich wurde versprochen, das Geheimniß zu hüten. „Nun, denn, Kinder . . . der Kaiser hat mich angepumpt." — „An . . . ge . . ." stammelten die Anderen. — „Angepumpt," wiederholte Carpeaux mit Seelenruhe. „Na, und da ich nicht mehr bei mir hatte, als 15 Franken, habe ich brüderlich mit ihm getheilt." — Am nächsten Tage besuchte Kaiser Napoleon das Atelier des Künstlers. Er besah sich alles und äußerte sein lebhaftes Wohlgefallen. Plötzlich, beim Weggehen blieb er stehen: „A propos", lieber Carpeaux," sagte er „heute bin ich bei Kasse, da haben Sie Ihre 7 Franken 50 zurück." — „Majestät," stammelte der Künstler, „ein schlechter Scherz." — „Schlecht?" entgegnete der Kaiser, „nein, ich und Eugenie haben viel darüber gelacht, aber ein nächstes Mal, lieber Carpeaux — ich spreche in Ihrem Interesse — pumpen Sie mir ein bischen mehr."

Landwirthschaftliche Mittheilungen.

Wasserkur bei kranken Thieren. Nach einem Berichte aus Dessau hat sich dort die Anwendung der Wasserkur bei Thieren vortrefflich bewährt. Ein Schweinchen erkrankte seinem Besitzer an der Schweineseuche. Da der Mann kein Mittel wußte, die Seuche zu vertreiben, entschloß er sich zu nassen Umschlägen mit reinen Kartoffelsäcken, legte das Thier auf trockenes Stroh und deckte es mit einer wollenen Decke zu. Schon nach zwei Stunden zeigte das Schweinchen Freßlust. Die Umschläge wurden fortgesetzt, und am nächsten Tage war das Thierchen wieder hergestellt. — Wir möchten dazu bemerken, daß danach vielleicht gegen die Schweineseuche und andere hitzige Krankheiten der Schweine die Wasserkur mit Erfolg angewandt werden kann, daß aber jedenfalls bei anderen kranken Thieren die Wasserkur erst erprobt und nur mit größter Vorsicht angewandt werden darf.

Für die Redaktion verantwortlich: Oswald Knoll, Thorn.

Druck und Verlag der Rathsbuchdruckerei Ernst Lambeck in Thorn.